

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Band: 37 (1933-1934)
Heft: 4

Artikel: Joggeli : die Geschichte einer Jugend [Fortsetzung]
Autor: Herr, Jak, Christoph
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664584>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXVII. Jahrgang

Zürich, 15. November 1933

Heft 4

Fest der Arbeit.

Kranzgewinde überm Tor,
Glockenhall und Festgepränge.
Schweizer, heb' den Blick empor
Aus des Werkalltages Enge!
Komm und schau, was Eintracht schafft!
Aus Gestampf und Räderrollen
Grüßt dich deines Landes Kraft,
Deines Volkes Werk und Wollen.

Schmal dein Erbe, karg der Grund,
Den die Väter dir errungen.
Froher Kampf erhält gesund, —
Glücklichst Wort: Ich hab's erzwungen!
Steiler Hänge spärlich Gut
Zog dein zäher Fleiß zu Ehren,
Wilden Bergstroms Uebermut
Muß dir deinen Wohlstand mehrren.

Fest der Arbeit; sei begrüßt!
Mißgunst muß uns Neid erschweigen,
Was dein Wimpelkranz umschließt,
Nennen stolz wir unser eigen.
Fest des Friedens, dein Gewinn
Sei das Glück erneuten Strebens,
Deiner Lehre tiefer Sinn:
Arbeit ist der Kern des Lebens.

Alfred Suggenberger.

Joggeli.

Die Geschichte einer Jugend von Jak. Christoph Heer.

Nachdruck verboten!

(Fortsetzung.)

Der Vater.

Ein Brief des Vaters! Das war jedesmal ein großes Ereignis und brachte lichte Freude in das Stübchen der Frau Elisabeth, das durch drei Fenster hinaus gegen Mittag und Abend in blühende Gärten sah. Am großen grünen Rachelofen fringelte sich der Sonnenstrahl, im Wandgehäuse tickte die Uhr mit der blitzblanken messingene Pendelscheibe und den messingenen Gewichtszylindern, an der tannengetäfelten

Wand hing ein Vermählungsglückwunsch mit den Namen „Christoph“ und „Elisabeth“, über denen sich zwei Hände verschlangen und unter denen Opferflammen aus einer Schale rauchten. Die weiteren Geräte des Stübchens waren aber so einfach, daß die Buben beim besten Willen nicht viel hätten zerstören können.

„Setzt euch jetzt still um den Tisch,“ sagte Frau Elisabeth, „ich will euch den Brief des Vaters vorlesen.“

Die drei kleinen Knaben falteten die Hände und lauschten der innig warmen Mutterstimme, durch die das Glück über die Wiederkehr des Langersehnten bebte.

„Ich war am vorletzten Sonntag in Sorrent, am letzten in Pompeji“, schrieb der Vater, „und bevor ich heimkehre, möchte ich auch auf den Vesuv steigen. Das Feuer im Berg ist wieder lebendiger und jede Nacht sehe ich seine zischende Garbe und die dunkelroten Lavaströme. Gefahrlos sind diese Ausflüge freilich nicht, es vergeht manchmal keine Woche, in der nicht in der Umgebung Neapels wohlhabende Fremde von Briganten aufgehoben werden. Wer sind die Banditen? Herren in der Stadt und Bauern auf dem Land, ich glaube sogar Leute neben mir in der Fabrik. Solltet ihr aber einmal die Nachricht erhalten, Monteur Christoph Sturm aus Krug sei von ihnen abgefangen und ins Gebirge geführt worden, so erschreckt nicht. Das Lösegeld wird zehntausend Franken betragen und so viel bin ich dem Fabrikbesitzer, für den ich die Maschinen baue, stets wert. Haben Sie das Mißgeschick, daß Sie den Räubern in die Hände fallen, wiederholt er oft, so erfüllen Sie mir eine Bitte. Leisten Sie keinen Widerstand. Das andere wird sich geben.“

So ging der Brief des Vaters weiter und schloß: „Also, ob sie auch noch fern ist, glückliche Weihnachten mit Dir, liebe Elisabeth, und den drei Buben, auf die ich mich sehnsüchtig freue.“

Die warmen braunen Augen der Mutter glänzten, und Joggeli dachte: Herrgott, was habe ich für einen Vater. Der fürchtet sich vor Räubern nicht und ist zehntausend Franken wert! Das schien ihm eine unbeschreiblich große Summe. Am liebsten wäre er bei dem Vater in Neapel gewesen und hätte sich auch von den Banditen abfangen lassen, und heimlich studierte er: „Was würde wohl ein kleiner Joggeli an Lösegeld unter ihnen geschätzt?“

Die drei Buben aber wußten nicht recht, sollten sie sich wirklich so voll auf die Heimkehr des Vaters freuen, wie es die Mutter und Johannes taten, und hatten im stillen ihre Bedenken. Der Mann, dessen Bild sie nicht so klar wie die Erwachsenen besaßen, erschien ihnen geheimnisvoll stark und von einer Wucht, der sie mißtrauten. In die Bewunderung mischte sich die Furcht, denn wenn die Buben, was oft vorkam, Streiche machten, so drohten Mutter und Verwandtschaft: „Wartet, bis er heimkommt. Der wird euch ziehen.“ Das dämpfte die frohe Span-

nung auf seine Heimkehr, und der Bruder Heinrich, ein schwächliches und furchtames Kind, flüsterte: „Nein, ich freue mich nicht. Er ist gewiß ein Böser, denn er hat einen so großen Bart.“ Und Emil, der Jüngste, meinte auch: „Es ist gut, daß die Weihnacht noch lange nicht da ist, wir haben ja erst Sommer!“ Am zuversichtlichsten war Joggeli, der zwar nicht sehr klug, aber doch deswegen der geschickteste unter den drei Brüdern war, weil er die anderen an Alter übertraf, und die strahlende Liebe, mit der die Mutter vom Vater erzählte, besiegte alle Zweifel in die Güte des Mannes, um den sich für den Buben ein Schein hoher Romantik wand und aus dessen Briefen die buntesten Bilder einer fremden Welt in seine stillen Kindheitstage gaukelten.

Mit so viel Güte umgaben Mutter, Großmutter und andere den Knaben, daß er halb unbewußt die Empfindung hatte, er sei etwas Weiberkind, und ihn überkam ein dürstendes Verlangen nach dem Vater, nach starker Männlichkeit und dem Beispiel einer kraftvollen Lebensführung. Es beschwerte ihn nicht weiter, daß der Vater nach der Schilderung aller ein Mann sei, mit dem kleine Buben etwas schwer Kirschchen zu essen hätten. Denn in Joggeli steckte ein schönes Stück Mut.

So spannte er mit der Mutter und mit Johannes auf den glücklichen Tag.

Die emsige Lebensstapfere Mutter aber war dann und wann etwas zerstreut und sank, wenn sie die Arbeit einmal ruhen ließ, in ein tiefes Träumen, grad wie die Großmutter oft tat.

„Mutter“, rief Joggeli ergötzt, „deine Lippen bewegen sich von selbst, redest du still für dich?“

Da schlug sie die großen, warmen, braunen Augen auf, als hätte sie das Wort erschreckt. „Geh, Joggeli, und schau mich nicht immer so forschend an, eine Mutter hat viel zu denken, wovon ein kleiner Bube nichts versteht,“ sagte sie beinahe streng, und blühende Röte stieg ihr in die Wangen.

„Ich weiß schon, du denkst halt an den Vater,“ trockte Joggeli. Eine leis gärende Unruhe der Mutter entging seinem Blicke nicht, und sie wuchs, als aus Neapel die Schreckenskunde kam, ein junger Hilfsarbeiter aus Krug, den man dem Vater beigegeben hatte, sei plötzlich an einem heimtückischen Fieber gestorben. „Und nun ruht der treue Kamerad“, schrieb der Vater, „auf dem Friedhof unserer Landsleute in Salserno unter den Zypressen. Ich aber bin mit grimmigem Heimweh von seinem Grab ge-

gangen.“ Die Trauerbotschaft, die in Krug großes Aufsehen und innige Teilnahme erregte, traf die sonst heitere Frau Elisabeth bis ins innerste Herz, sie wurde stets stiller, oft hörte Joggeli sie in der Nacht unruhvoll durchs Haus gehen, und einmal überraschte er die starke Mutter, wie sie, in Tränen aufgelöst, über einem alten Trostbuch saß.

Das Gesicht der Mutter in Tränen! Das war ein so seltenes Bild, daß Joggeli wie von plötzlicher Schicksalsfurcht, von einer peinigenden Angst ergriffen wurde.

Er schmeichelte sein Köpfchen an ihre Brust, und diesmal wies ihn Frau Elisabeth, die sonst ihr Gefühlleben in herbkeuscher Innigkeit vor der Welt und selbst vor ihren Buben verschloß, nicht ab. „O Joggeli“, schluchzte sie, „ich muß immer an die Gefahren denken, in denen der Vater schwebt. Viel weniger an die Räuber als an die Arbeit. Sieh, ein Monteur muß unter die fertigen Maschinen kriechen, da eine Schraube lockern, dort eine anziehen. Da schaltet irgend ein Hilfsarbeiter, sei es aus Unvorsichtigkeit und Leichtsinne, vielleicht auch aus Bosheit oder Rache den Riemen um. Die Maschine kommt in Gang. Der Monteur ist verloren. Aus solchen Gedanken ist es mir schon lange so schwer, daß ich das Weinen nicht mehr verhalten kann. Wenn der Briefträger um die Ecke geht, schrecke ich zusammen: Bringt er den schwarzen Brief? und wenn ich am Morgen die Büblein anziehe, so durchzuckt es mich: Sind sie schon Waisen? O Joggeli, Waisenkinder in ihren dunkeln Köcklein sind arme Kinder. Und eine Witwe ist auch eine gedrückte, freudlose Frau. Joggeli, ich halte ja nur aus, ich arbeite ja nur, weil ich doch hoffe, daß mich der liebe Gott wieder friedereich neben dem Vater durch Feld und Wald spazieren gehen läßt! O, was war ich für eine glückliche und stolze Braut und junge Frau an der Seite meines Christoph!“

Das letzte Wort sprach die Mutter nicht zu Joggeli, sondern zu sich selbst. Sie lächelte durch ihre Tränen, die warmen Augen strahlten in sonnig verträumtem Glück der Erinnerung.

„Und wie hat der Vater dich gefunden, Mutter?“ flüsterte Joggeli in die Stille.

Zu jeder anderen Stunde hätte Frau Elisabeth den neugierigen Buben auf diese Frage davongejagt, aber im Augenblick war ein übermächtiger Drang in ihr, die ganze Tiefe ihrer herbstolzen, doch in Liebe demutsvollen Seele jemand zu offenbaren. Und sie ließ die Hand

durch das kurzgeschorene Haar ihres Ältesten gleiten. „Ja, Joggeli,“ hob sie mit glänzenden Augen an, „ich war nur ein schlichtes Bauernkind und der aufstrebende, selbstbewußte Monteur Sturm von vielen Mädchen begehrt. Er aber sah das einfache Nachbarkind, das dunkle Elisabethlein, er zog es zu Ehren, und als ich seine junge Frau wurde, da habe ich ihn in den fernen Städten, in Lugsburg und München, besuchen dürfen, und er hat mir ihre Schönheit und Pracht gezeigt. Da gab es kein glücklicheres Weib im Lande als ich war, wenn ich am Abend mit dem Vater ins Theater ging und so vieles sah, was anders als in unserer Heimat ist. Wenn ich jetzt so still vor mich hin in die Neben gehe, sieht es der Bäuerin freilich niemand an, daß sie so viele schöne Erinnerungen mit sich herumträgt. Wie haben die unrecht, die meinen, sie müßten mich bedauern, weil mein Christoph in der Ferne ist. Ich kann mich ja doch auf seine Heimkehr freuen, und wenn er da ist, wenn wir an seiner Seite hinaus ins Land wandern können, ist alles Leid vergessen.“

Inniges Hoffen, liebliche Andacht, demutvolle Schönheit spielten über das Antlitz der Frau Elisabeth. So sieht eine Braut aus, dachte Joggeli, wie schon oft entzückte er sich an ihrem Bilde, aus voller Seele sagte er treuherzig: „Du bist halt auch eine liebe, liebe Mutter!“, umarmte sie und gab ihr stürmische Küsse und flüsterte: „Weil der Vater ein gescheiter Mann ist, hat er dich zur Frau genommen.“

Und Frau Elisabeth, die sonst an ihren Kindern keine Zärtlichkeitsäußerungen duldete, ließ ihren Ältesten gewähren und lachte ihm zu: „Du kleiner Sonderling, was bist du für ein trostreiches Büblein!“

Sehnsüchtig zählten nun Frau Elisabeth und ihre Buben die Wochen und Tage, bis der Vater in den Kreis der Seinen treten würde, und unterdessen erlebte Joggeli eine lustige Geschichte — den Untergang der Welt.

Schon lange war eine Sonnenfinsternis angekündigt und weithin, auch in Krug, verbreitete sich das Gerücht, an diesem Tage gehe die Welt unter. „Das will ich nun gerne erleben,“ wandte sich der Bube an Johannes; er aber antwortete mit der Überlegenheit seiner Jahre und seiner guten Schulbildung: „Daß du mir an kein so törichtes Geschwätz glaubst, Joggeli. Die Welt kann gar nicht untergehen, die Erde wandert ihre vorgeschriebene Bahn, und eine Sonnenfinsternis stört sie nicht.“

Getroft ging nun Joggeli dem großen Ereignis entgegen.

Am Morgen des vielbesprochenen Tages sagte Frau Elisabeth: „Ich kann nun wegen der Finsternis die Rebarbeit doch nicht versäumen, ich sehe ja auch, daß die meisten Leute wie sonst zum Tagwerk treten. Wenn die Finsternis um neun Uhr beginnt, so geht ihr drei Buben zu Susanna, und wenn sie um Mittag vorbei ist, so bin ich auch wieder aus dem Weinberg zurück. Also seid brav und fürchtet euch nicht.“

Damit schritt sie leicht grüßend ihres Weges.

Die Knaben fürchteten sich nicht, die Sonne schien noch eine Weile in goldener Pracht am Himmel, dann aber begann das Licht merkbar abzunehmen. Da und dort traten die Leute aus den Häusern, spähten durch geschwärzte Gläser oder Fernröhren an den Himmel empor, und auch die Brüder Sturm durften durch das Perspektiv des Betters Heiri in die Sonnensichel sehen. Es dämmerte, der Himmel färbte sich veilchenblau und veilchenrot, die jüngeren Brüder gingen, wie es die Mutter befohlen, in das Haus der Großeltern. Joggeli aber sprach: „Ich fürchte mich nicht,“ erst als sich eine Stimmung wie Trauer und Bohn, ungewöhnlich düstere Farben- und Gewittertöne über das Gelände der Krug legten, an der verfinsterten Sonnenscheibe Feuer blutig überquoll, schlich auch ihm das Grauen ins Gebein. Er wollte den Brüdern nachfolgen. Da bebte die Erde unter seinen Füßen und schwankte, auf dem Hause der Großeltern wackelte das Kamin, brach, rollte, die Ziegel mit sich reißend, über das Dach und fiel mit gewaltigem Krach vor Joggeli auf die Erde und zerbarst. In höllischem Schrecken wandte er sich. Da stürzte auch das Kamin auf der Arche Noah, gegen die er lief, er eilte, was ihn die Füße trugen, auf die Straße, die gegen den Rebberg führt. Er schrie: „Mutter, die Welt geht unter. Komm heim. Laß mich doch nicht so allein sterben!“ In den Ställen plärrte das Vieh, Wolken von Krähen hoben sich jenseits der Krug aus dem Wald und flogen schreiend durch die verfinsterte Welt. Dann und wann zitterte die Erde. Die Leute aber ließen die Arbeit im Stich, vom Rebberg her kamen Frauen gerannt, doch war die Mutter nicht unter ihnen. Sie rangen die erhobenen Hände: „Es hat erdbebnet. Die Welt geht unter!“

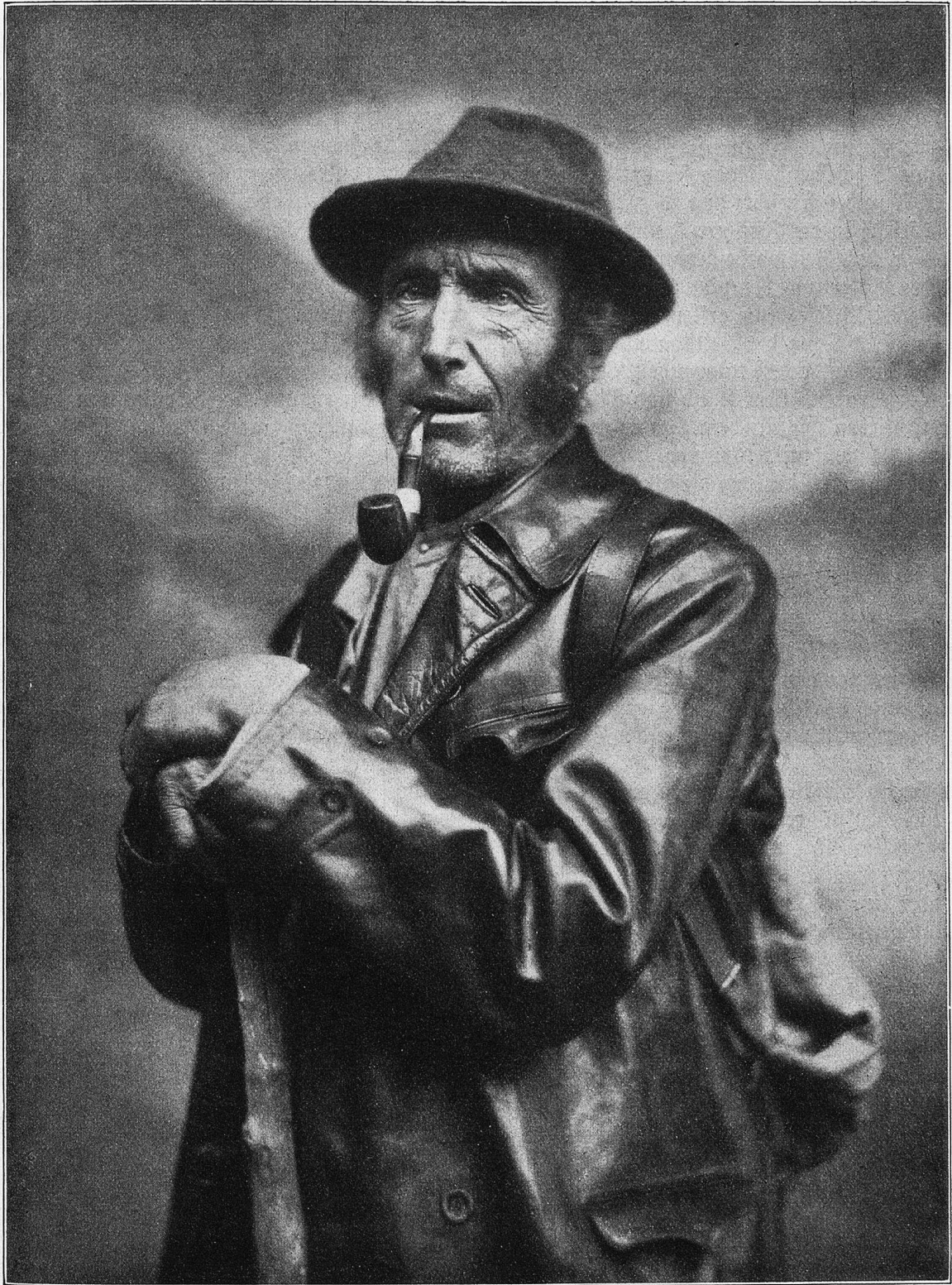
Eine der aufgeregten hastigen Frauen ergriff Joggeli bei der Hand: „Komm, Büblein. Jetzt müssen alle Menschen zusammenhalten. Ach

Gott, es ist Matthäi am letzten!“ Joggeli ließ sich von der Nachbarin, der Uchelmarie, die eine hübsche, doch sehr geizige Jungfrau war, mit sich in ihr altes, haufälliges Holzhaus beim Brunnen ziehen. Sie brachte ein Licht in die verdunkelte Stube und sagte dem Buben schmeichelnd: „Das ist brav. So hat man doch eine Seele bei sich in der letzten großen Not. Ich ziehe mich jetzt nur schnell um, man kann doch nicht wie ein armes Hätzli vor Gott und den Erzengeln erscheinen.“ Im Sonntagsstaat trat sie vor den verlassenen Joggeli, beschaute sich mit der Kerze im Spiegel, lachte befriedigt: „Nein, häßlich bin ich nicht, das wird der Erzengel selbst sagen müssen.“ Sie rückte sich die Zöpfe noch hübsch zurecht. Da bebte die Erde wieder, wackelten der Tisch, die Stühle und klirrten die Bilder an der Wand. „Und der gute Wein im Keller!“ sagte die Uchelmarie. „Nein, so trocken wollen wir doch nicht von der schönen Welt.“ Sie brachte den perlenden, köstlichen Rotwein, dazu Brot und Speck. „Trink und is, Büblein, und wenn dich der Erzengel heut nachmittag fragt, sage, ich hätte dir das Beste im Haus gegeben.“ Sie stieß ihr Glas an dasjenige Joggelis und sagte: „Wie das töricht war, daß ich mir von dem guten Wein nie ein Glas voll habe gönnen mögen.“ Der Bube ließ sich's schmecken und fand, der prickelnde Trunk bereite ihm in der Verwirrung des Weltunterganges ein wunderbares Wohlsein. Plötzlich sagte aber die Jungfer: „Halt, Büblein, trink nicht mehr, es hellt ja wieder, es geht doch nicht so scharf zu. Schau nur ins Freie. Ja, Gott ist halt gütig und langmütig mit uns armen Sündern.“ Sie begann um den verschwendeten Wein zu jammern und zu schmälern und Wein und Brot abzutischen. „Der Wein ist hin und die Kerze so stark niedergebrannt. Geh heim, du dummes Büblein, du brächtest mich noch um alles!“

Als Joggeli zu Frau Elisabeth trat, die schon eine Weile zu Hause war, lag schon wieder der erste blasse Sonnenschein über der Landschaft. Die Mutter fragte: „Wo hast du dich während der Finsternis verkrochen? Ich suchte dich überall.“ Der Bube lachte aber nur wie ein Tor und lallte.

„Gott, mein Joggeli hat ja ein Räuschchen!“ rief Frau Elisabeth entsetzt und brachte den Wankelmütigen, unter dessen Füßen es noch immer erdbebnete, so rasch sie konnte, zu Bett.

Ein guter Schlaf war das Ende des Weltuntergangs. Als der Bube gegen Abend hin



Der Bergbauer.

Phot. J. Feuerstein, Schuls-Larasp.

frisch und munter erwachte, strahlte die Sonne, das Beben hatte sich, ohne viel Schaden zu stiften, beruhigt. Die Verwandten lachten über das Käufchchen, das sich Joggeli dabei geholt hatte, noch länger, als Frau Elisabeth lieb war, besonders aber lachten die Nachbarn darüber, daß die geizige Uchelmarie einmal aus Herzensangst ihren kostbaren Rotwein vergeudet hatte. „Wie war's denn?“ fragten sie Joggeli; er aber sprach mit Bescheidenheit von seinem Abenteuer, denn er konnte sich nicht von der Vorstellung lösen, Gott sei in der Finsternis und dem Beben zürnend an der Welt vorbeigegangen.

Ehe der Vater aus Neapel heimkehrte, schrieb er noch zwei Briefe. Im ersten hieß es: „Und als bei euch in Krug die Bettagglocken läuteten, stand ich am Rande des rauchenden Vesubs und sah eurer gedenkend über Land und Meer. Zwei Stunden blieben wir an dem Krater und ließen die Eier, die wir mitgenommen hatten, sieden. Dann stiegen wir hinab in die Weinberge. Vor uns hörten wir ein verdächtiges Flüstern im Nebengebüsch. Briganten, dachte jeder, und jeder hörte wohl auch schon das Aufziehen von Gewehrhähnen. Es war aber zum Glück eine Schar harmloser Winzer, die uns so erschreckt hatten. Sie reichten uns mit der Freundlichkeit der Neapolitaner von ihren Trauben, und wir rasteten lange bei ihnen. Die Besteigung des Vesubs wird wohl einer der schönsten Tage meines Lebens bleiben!“

Der zweite Brief aber verletzete die Mutter in einen tödlichen Schreck.

„Liebe Elisabeth“, meldete er, „in der Fabrik, deren Maschinen ich zusammengestellt habe, ist mir unter den ehrenvollsten Bedingungen die Direktionsstellung anerbotten. Wir hätten ein eigenes, schönes Haus, einen großen Garten, Wagen und Pferde. Nur wären wir eben mit unseren Buben in der Fremde.“

Frau Elisabeth las den Brief, wurde blaß, legte ihn zur Seite, sprach mit niemand darüber als mit Johannes, wobei der heimliche Joggeli lauschte und schon von Feigen, die ihm in den Mund hängen würden, zu träumen begann. Dann ging sie einen Tag schweigsam und halb versteint durchs Haus. Nur einmal fragte sie Joggeli: „Würdest du gern nach Neapel gehen?“

„Mit tausend Freuden,“ erwiderte er.

Da sah ihn die Mutter zürnend und verächtlich an: „Törichtes Bub, du weißt auch nicht, was du redest. Hast du deine Heimat nicht lieb, die Großeltern, die Krug, den Wald?“

Sie setzte sich an den Tisch und schrieb: „Innigst geliebter Christoph! Ich habe mir alles überlegt, und für Dich und mich wäre es mir in der neuen Stellung nicht bang, ich wäre ja überall glücklich, wo Du bist. Aber unseren drei lieben Buben wollen wir es nicht zuleide tun. Vielleicht war es eine Fügung Gottes, daß ich Dich ein paarmal in fremden Gegenden besuchen durfte. Deine einfache Elisabeth sah da die Kinder der Leute, die aus der Heimat gewandert sind. Sie waren aber weder Fische noch Vögel, keine Einheimischen nach unserem Sinn und keine Fremden nach der Fremden Sinn. Alles nur halb, und niemand konnte eine rechte Freude an ihnen haben. Darum möchte ich unsere Buben nicht Halbtaliener werden lassen, die ein Stück Herz in Krug und ein Stück in Neapel haben. Wir wollen ihnen eine ganze Jugend und eine ganze Heimat geben und für sie schlichte Leute an der Krug bleiben. Dann gelingt es uns, will's Gott, daß wir sie zu rechtschaffenen, in sich einigen Männern erziehen, und daß sie ebenso sicher und mutig durchs Leben gehen wie Du. Allein was denkst Du dazu, lieber Christoph? Du hast ja noch immer den Nagel auf den Kopf getroffen.“

„Elisabeth, liebe gescheite Biene,“ kam die Antwort des Vaters zurück, „diesmal hast Du den Nagel auf den Kopf getroffen. Als ich mir überlegte, wie wir in Neapel mit der Schulbildung unserer Buben zu stehen kämen, habe ich die verführerisch schöne Stellung abgelehnt. Nein, unserem hoffnungsreichen Joggeli und auch den Kleinen tun wir es nicht zuleid.“

Und Joggeli begrub über der Einigkeit der Eltern seine Träume von hangenden Feigen und fahrenden Schiffen auf blauem Meer.

Es winterte, es fiel der erste Schnee, und die entblätterten Weiden an der Krug beugten sich bald unter einer Last von Schnee und Reif. Da kam, eigentlich früher als man erwartet, der große Tag, der den Vater in die Heimat bringen sollte; doch waren Weg und Steg verschneit, der Sturm harfte in singenden Tönen um die Haussecken und trieb die Flocken in Stößen vor sich her, nur im Stübchen der Frau Elisabeth war Sonnigkeit. Die Wohnung war bis in die hinterste Ecke geschauert, das Messing blitzte golden, die Mutter selbst hatte Sonntagsstaat angezogen, ihre Wangen blühten und in seliger Rastlosigkeit trat sie bald vor den Spiegel, um sich das dunkle Haar zu glätten, bald ans Fenster, um in den Schneesturm zu spähen, und die

drei Buben lächelten einander über ihre unruhvolle Geschäftigkeit zu. „Ob der Vater heute bei dem entsetzlichen Wetter doch über die hohen Berge fährt?“ versetzte sie.

Da baten und bettelten die Buben: „Mutter, erzähle uns etwas von den hohen Bergen!“ und drängten sich um ihren Schoß.

Frau Elisabeth, die sonst in der Sorge um den Haushalt, um Garten und Gelände selten die Zeit zu einem Plauderstündchen für ihre Knaben fand, war heute so eigen gestimmt, daß sie ihnen alles erzählte, was sie von den hohen Bergen zu berichten mußte. Sie sprach mit ihren Sprößlingen von den braven Mönchen auf den Hospizen, die mit Schaufeln ausziehen, um die verirrtten Wanderer zu suchen und auszugraben, von dem treuen Bernhardiner Barry, der vierzig Wanderern das Leben gerettet hatte und vom einundvierzigsten, einem alten Soldaten, der aus Irrtum erschlagen wurde, von den stillen Totenkammern auf den Paszhöhen, in denen die erstarrten Opfer des Gebirges ausgestellt sind. „Und der Fuhrmann darf nicht knallen, und die Reisenden dürfen nicht laut sprechen, sonst löst sich am Rand des Gebirges ein Flöckchen, wird eine Lawine und fällt auf sie. Und einen so gefährvollen Weg vorbei, an donnernden Wassern und an ewig übereisten Seen, fährt heute der liebe Vater. St. Gotthard heißt der Berg.“

Die Seelenangst, die aus den Worten der Mutter bebt, kroch den an ihrem Schoß hängenden Knaben ins Mark. „Mutter, wir wollen für den Vater beten!“ sagte Soggeli. Als der frühe Winterabend sank, der Schneesturm heulte, beteten in der Stube beim Ampelschein Frau Elisabeth und ihr Dreiblatt inbrünstig für die glückliche Heimkehr des Gatten und Vaters. Einmal aber stieß Heiri den Soggeli unter dem Tisch ans Knie und flüsterte: „Bete doch nicht zu laut, ich glaube halt doch, daß der Vater ein Böser ist.“

Als es schon ziemlich spät war, sprach die Mutter: „Buben, geht ins Bett, ich aber will wachen. Wenn der Vater heute abend noch kommt, so erreicht er das Haus gewiß erst nach Mitternacht oder erst gegen Morgen. Es geht kein Spätzug bis in unsere Gegend, da muß er noch einige Stunden im Schlitten fahren.“

Sa eben, das kränkte Soggeli, daß der fröhliche Wetter Diethelm und Johannes dem Vater in die ferne Stadt entgegengefahren waren und ihn, den Soggeli, wegen des Schneesturms nicht zur ersten Begrüßung mitgenommen hatten.

Von zu Bett gehen war aber keine Rede, die drei Knaben wollten bei der Mutter aushalten, das Brodeln eines Festmahles in der Küche, das Zu- und Abgehen teilnehmender Verwandten erleichterten und kürzten die Wache, doch schliefen die beiden Brüder gegen Mitternacht ein.

Es ging schon gegen den Morgen. Da horch! Schlittengeklingel, lustiger Peitschenknall im Sturm. Das ganze Haus wird lebendig: „Er ist da — er ist da!“ Die Türe ging auf, im Strahl der Lichter stand, von der Mutter hereingeführt, ein Urbild männlicher Kraft, der Vater: „Gott grüezi, Buebe!“ Die schlaftaumelnden Kleinen führen auf und machten verwunderte Augen. Wie lange hatten sie den Vater nicht gesehen! Nun war er wahrhaftig so groß und so härtig, wie sie sich ihn gedacht hatten. Wie ein Held aus alter Zeit erschien er ihnen.

Soggeli hing zuerst an seinem Hals: „Vater, ist es wahr, haben der Postillon nicht knallen und die Reisenden nicht reden dürfen?“

Die Brüder befühlten seinen pelzgefütterten großen Mantel, Emil, der jüngste, sagte: „Ja, wenn einer einen solchen Mantel hat, kann er schon stolz sein. Und auch Heinrich flößte die Weichheit des Pelzes Vertrauen ein. Er zog Soggeli auf die Seite und flüsterte: „Der Vater hat wohl einen großen Bart, aber sonst ist er gar nicht so grimmig. Wir wollen brav sein, Soggeli, damit wir gut mit ihm auskommen.“

Die Mutter stand in wortlosem Glück. Der Vater aber öffnete, nachdem das erste Grüßen vorüber war, einen italienischen Spankorb, vor den Buben erglänzten die Goldorangen, das frische grüne Laub an ihren Zweigen brachte ihnen in die Winternacht des Nordens die Kunde von einem Himmel, der über ewigem Frühling leuchtet. „Und die bunten, viereckigen Steine in dieser Schachtel,“ erzählte der Vater, „stammen aus der Stadt Pompeji, die zur Zeit von Christi Geburt verschüttet worden ist. Man nennt sie Mosaik. Die anderen Steine da, die Schlacken, habe ich, als sie noch heiß waren, am Rand des Vesubs aufgelesen. Da, Soggeli, sind prächtige Muscheln aus Neapel, halte die große Schnecke ans Ohr, dann hörst du das Meer rauschen.“

So sprach der Vater leuchtenden Auges, und staunend hörte Soggeli, wie in der Muschel das ferne blaue Meer rauschte. Und die Grüße einer fremden, schönen, farbig erstrahlenden Welt erfüllten seine kindliche Seele mit traumhaftem Glück.

Als er sich spät am Tage erhob und in die Stube trat, überraschte ihn ein neues merkwürdiges Bild. Der Vater, der die Mutter um Haupteslänge überragte, bot ihr ein Schüffelchen voll funkelnelneuer Goldstücke und lächelte innig dazu.

„Christoph, das hast du dir in Neapel bei deinen Maschinen alles erspart!“ rief die errötende Frau Elisabeth mit einem Jubelschrei.

„Es ist gemeinsames Gut“, lachte der Vater, „du bist halt auch eine brave treue Biene.“ Und die Augen des glücklichen Paares sonnten sich auf dem kleinen, in schmerzlicher Trennung erworbenen Vermögen.

Da platzte Joggeli mit seinem „Guten Tag, Vater, Mutter!“ in das Bild des Gattenglücks. „Darf ich auch schauen?“

Die Mutter warf erschrocken die Schürze über das Schüffelchen. „Das ist nichts für den Buben. Er könnte Einbildungen bekommen.“

Der Vater aber lächelte: „Es ist recht, wenn Joggeli sieht, was für ein Preis auf ehrlicher, ausdauernder Arbeit steht, wie man aus bescheidenen Anfängen ein Haus baut. Da wird er hoffentlich selber einmal ein tüchtiger Mann.“ Die hoffnungsvollen Augen des Vaters umspannten ihn vom Scheitel zur Sohle, und dem Knaben war, als drängen sie ihm ins tiefste Herz und durchschauten sein ganzes Sein. Er dachte an sein törichtes Goldsuchen auf der Krug und schämte sich bei dem funkelnden Schimmer, in dem der Fleiß des Vaters glänzte.

An der Weihnacht flammte in der kleinen Stube vor den drei Buben die Lichtertanne auf, der erste Christbaum der Brüder Sturm und einer der ersten in Joggelis Heimat, wo damals der Weihnachtsbaum noch als ein Vorrecht der Städter und der vornehmen Familien galt.

„Das ist etwas,“ lachte der verwunderte Heinrich, „ich mag den großen Bart des Vaters leiden. Man hätte nicht gedacht, daß er so gut sein könne.“ Jeder der Brüder bekam als Angebinde einen rauhwollenen Burnus zum Kampf gegen Wetter und Wind.

(Fortsetzung folgt.)

Spiegelungen.

Leises Glück, am Ufersaum zu gehen,
Bäume sich und Häuser spiegeln sehen.
Wenn im Kräuselwind die Wellen wogen,
Sind die Linien zittrig und verzogen.
In der Stille aber sind die beiden,
Wirklichkeit und Bildnis, kaum zu scheiden.

Das war ein fröhliches Tummeln! Und in den Tagen zwischen Weihnacht und Neujahr machte die Familie eine Schlittenfahrt durch die prangende Winterwelt bis in ferne Dörfer. Frau Elisabeth lebte in stillem, unfäglichem Glück und schöpfte daraus die Kraft für künftige Tage, wo die Last des Hauses wieder ganz auf ihren schmalen Schultern ruhte.

Als der Vater nach Neujahr wieder Abschied nahm, um irgend in der weiten Welt für Weib und Buben zu schaffen und zu raffen, da hatte Joggeli sein schönes Bild lebensvoll erfaßt und verstand die innige Liebe, mit der die Mutter, die helle Begeisterung, mit der Johannes, die warme Achtung, mit der die Verwandtschaft vom Vater sprachen. Er war das Urbild eines schwingvollen, herzfröhlichen Mannes aus dem Volke, eine Kraftgestalt an Leib und Seele, einer von denen, die nach Höhen und Tiefen ausgreifen. In den großen blauen Augen unter den schweren Brauen leuchtete bald ein inniges Freudenfeuer, bald ein tiefer sinnender Ernst, ein weicher Humor, ein lustiger Spott, vor ihnen hielt nichts Halbes stand, er war ein Menschenkenner, sein Scharfblick drang in alle Gründe, und wenn etwas seinen Unwillen erregte, konnte er Blicke des Zorns und der Verachtung schleudern, grollte sein Wort hart und jäh. Für schwächere Naturen grad wie Bruder Heinrich hatte sein gewaltiges Wesen oft etwas Bedrückendes, doch war er ein Freund der Jugend, und das schüchternste Kind spürte seine Herzensgüte.

Am Vater hätte Joggeli wie Johannes ein leuchtendes Vorbild nehmen können. Der kleine drollige Bub aber mußte dem willensstarken Manne entgegen einen eigenen, sonderbaren Weg gehen.

Ja, die Krug mit ihrem Rieseln, mit dem Fluten des langen grünen Haares, der schweigende Wald jenseits des Flusses, die Vieder der Großmutter und der blaue Stern am Himmel der Nacht!

Und das Rauschen der Muschel aus Neapel!

Meine Seele gleicht dem See, dem klaren:
Alles will in ihr sich offenbaren.
Wenn die Leidenschaften sie durchpflügen,
Schwankt der Widerschein in wirren Zügen.
Aber wenn die Brausenden sich mildern,
Spiegelt sie die Welt in reinen Bildern.

Heinrich Anacker.